

der Distanz« so leicht! Dieses Buch führt die Gefahr der Inflationierung und Banalisierung der Formel drastisch vor Augen!

Der Zusammenhang von Leiden und Beziehungsfähigkeit der Armen bildet die Nahtstelle zum zweiten Teil des Buches, der vom Leiden und befreienden Mitsein Gottes handelt. Wiederum sind »Leiden« und »Beziehung« zentrale Begriffe und »Materie« theologischer Wort-Spiele: »Sprechen von Gott in der Beziehung zu ihm«, »Gott als Beziehung«, »Leidenschaft und Leiden Gottes: Stärke seiner Liebe« werden Kapitel dieses theologischen Teils überschrieben. Eine faszinierende »induktive« und gleichwohl selten konsistente »systematische« Theologie!

Die ins Auge springende aktuelle Bedeutung – in der sich der Wert dieses in vieler Hinsicht außergewöhnlichen Buches keineswegs erschöpft – dürfte darin bestehen, dass es als die bislang im europäischen Kontext gründlichste theologische Explikation der »Option für die Armen« bezeichnet werden kann, die in den zwei letzten Kapiteln selbst als »Gottes Vorliebe für die Armen« (Kap. 8) und »Menschliche Praxis einer Vorliebe für die Armen« (Kap. 9) nochmals eigens thematisiert wird.

Den gegenwärtig geradezu beängstigend breiten Konsens bezüglich der »Option für die Armen« in der hiesigen Kirche kann man – nach der Lektüre von HADWIG MÜLLERS Buch – wohl nur als Folge von Missverständnissen deuten. Ebenso lässt es bestimmte kritische Rückfragen differenzierter verstehen, die in der Option (und der mit ihr oft einher gehenden latenten Idealisierung der Armen) eine Variante der ehemaligen Stilisierung der »guten Wilden« vermutet bzw. eine Form des »Schluchzen des weißen Mannes« (P. Bruckner), d.h. der Abwehr unserer Schuldgefühle als Bürger der sogenannten »Ersten Welt«. Die sorgfältige hermeneutische Vergewisserung, die H. MÜLLER in den beiden ersten Kapiteln ihrem Werk voranstellt, bietet einen wertvollen Orientierungsrahmen zur Klärung erkenntnistheoretischer Grundprobleme des entsprechenden Diskurses. Vor allem leistet das Buch, und zwar durch seine überzeugende Begründung der theologalen Bedeutung der Option für die Armen, einen Beitrag zur Überwindung ihres »moralischen« Missverständnisses bzw. ihrer Missdeutung als »Über-Ich-Anspruch«.

Ein sehr praktischer Ertrag der Studie – im Blick auf die hiesige kirchliche und theologische Landschaft – kann so benannt werden: dass niemand die »Option für die Armen« unter dem Preis der Vergewisserung seiner je persönlichen Beziehung zu konkreten Armen bzw. der Bereitschaft zur »Bekehrung in der Metropole« (P. Frostin) im Mund führen sollte.

In einer Rezension für eine missionswissenschaftliche Zeitschrift sollte nicht unerwähnt bleiben, dass MÜLLERS Studie sich ausdrücklich im Kontext dieser theologischen Disziplin verorten lässt (und wegweisende Impulse für deren wissenschaftstheoretische und methodologische Selbstreflexion gibt!). Dieser Hinweis benennt zugleich eines von vielen möglichen Beispielen für weitere wichtige Details dieses wertvollen und lesenswerten Buches, die in einer Besprechung zu würdigen deren Rahmen sprengen würde.

Münster

Hermann Steinkamp

**Post, Franz-Joseph:** *Schamanen und Missionare. Katholische Mission und indigene Spiritualität in Nouvelle-France* (Europa – Übersee. Historische Studien, Bd. 7) Lit Verlag / Münster–Hamburg–London 1997; IX u. 282 S.

Nachdem Jacques Cartier 1534 den Osten des heutigen Kanada als »Neufrankreich« für das Mutterland in Besitz genommen hatte, setzte die »Kolonisierung« unter der Führung von Samuel de Champlain seit 1604 ein. Das von ihm gegründete Québec (1608), Handelsplatz für den Verkehr mit den Huronen, bildete den Ausgangspunkt zur Missionierung der indigenen Völker, wofür Champlain zunächst Franziskaner-Rekollekten (1615), dann Jesuiten anwarb (1625).

Der Jesuitenorden, der von 1632 bis 1672 das Missionsmonopol in Neufrankreich inne hatte, suchte die indigene Bevölkerung auf unterschiedliche Weise zur Annahme des katholischen Glaubens zu bewegen. Die Missionare, die sich unter größten Strapazen um die »Bekehrung« mühten, lebten lange Zeit unter verschiedenen Algonkin- und Irokesenvölkern und versuchten intensive Kontakte zu knüpfen. Parallel dazu wurden Missionsstützpunkte eingerichtet, um die Ureinwohner (Nomaden, Jäger, Bauern) an die europäischen Siedler und ihre fremde Lebensweise zu gewöhnen. Die Missionare erlernten die indigenen Sprachen, bemühten sich um die Einrichtung von Internaten für Kinder und um die Verheiratung christianisierter Einheimischer mit Franzosen. Schließlich wurden auch Ländereien an bereits sesshafte Einheimische verliehen, über die die Jesuiten die Oberaufsicht hatten. Durch ihre intensive »Kolonisierungs-« und »Bekehrungsarbeit« bereiteten sie jedoch – wohl ungewollt – dem europäischen Expansionismus im Norden Amerikas die Wege. Diese Kolonisierungs- und Missionsoffensive stellten für die indigene Bevölkerung eine entscheidende Herausforderung ihrer religiösen und kulturellen Traditionen und somit ihrer eigenen Identität dar, auf die es zu reagieren galt.

Die vorliegende historische Studie (Dissertation, Philosoph. Fak. der Universität Münster), ein fundierter Beitrag zur Erforschung des westlichen Expansionismus der frühen Neuzeit, beleuchtet diese Begegnung von katholischer Mission und indigener Spiritualität. Hierbei stehen vor allem die geistigen Auseinandersetzungen zwischen den Schamanen, den hervorragenden Vertretern indigener Spiritualität, und den französischen Jesuitenmissionaren im Vordergrund. Jenseits von Heroisierung und Mythenbildung kommen hierbei nicht nur einseitig die europäischen »Subjekte« – wie so oft in geschichtlichen Darstellungen der Europäer und europäischen »Nordamerikaner« –, sondern auch die bis heute noch oft als »geschichtslose« Wesen (8) bezeichneten Ureinwohner des Kontinents, die sogenannten »Indianer«, die »Objekte« und Opfer der Expansion (Landraub, Macht, Profit, Rassismus), gebührend zu Wort.

Ein erster Teil (1–26) lenkt als Problemskizze die Aufmerksamkeit auf die »spirituelle Eroberung durch die Missionare als einem wesentlichen Teil des europäischen Expansionismus am Beispiel der katholischen Mission in Neufrankreich (...), dem Osten des heutigen Kanada und Teilen des Nordostens der USA« (3) und führt in die interessante Thematik ein: Fragestellung; Forschungsstand; Quellen; Kulturen, Nationen, Interessengruppen; eine historisch-ethnografische Skizze von Neufrankreich im 17. und 18. Jahrhundert. Hervorgehoben seien hier die wichtigsten Quellen, auf die sich der Autor stützt: die berühmten »Relations des Jésuites«, jährliche Tätigkeitsberichte, die die Missionare 1632–1673 anfertigten. Diese Relationen und das Journal der Jesuiten sowie Briefe und Berichte der Missionare sind in der 73 Bände umfassenden Edition des US-amerikanischen Historikers Reuben Gold Thwaites »The Jesuit Relations and Allied Documents« zugänglich. Noch heute ist der ethnografische und dokumentarische Wert dieser Relationen unbestritten (13–14). Maßgeblich haben sie zur Entstehung des Bildes vom »edlen Wilden« (bon sauvage) beigetragen. Weiterführend wäre m.E. eine noch zu leistende Forschungsarbeit, welche besagte Relationen einerseits nach ihrem historischen Wahrheitsgehalt und andererseits im Kontext der Ideen- und Wirkungsgeschichte untersuchte, z.B. ihre Wirkung auf klassizistische und romantische Darstellungen in Kunst, Theater und Literatur, ihre Wirkung auf die kanadische Kolonialliteratur, auf verbreitete Mythen und Klischeevorstellungen von den Urbewohnern der Neuen Welt, bis hin zu Coopers Lederstrumpfromane und Karl Mays »Winnetou«.

Der zweite Teil über die »Mission und indigene Spiritualität – Konturen eines Konflikts« (27–117) entfaltet in vier Kapiteln die grundlegende Problematik der Begegnung von christlicher Mission und indigener Kultur in Nouvelle France. Nach einer »Annäherung« an die zentrale Thematik (27–28) wird zunächst die indigene Spiritualität skizziert (28–57): Menschen und Geister; Gottesbild; Träume als Kommunikation mit dem Transzendenten, Aufgaben und Stellung des Medizinmanns. Anschließend wird im Kontrast dazu das missionarische Programm vorgestellt

(57–90): Etablierung eines christlich-indigenen Kultbetriebs; Verdrängung des Medizinmanns; Aufhebung der individuellen Spiritualität; Herrschaftsrechte und -pflichten; Christianisierung–Europäisierung–Zivilisierung. Schließlich führt ein viertes Kapitel zu den spezifischen Bedeutungen des Kulturkontaktes und damit zu dem Rahmen, in dem sich der Konflikt zwischen Mission und traditioneller Spiritualität entwickelt (90–117): Ohnmacht der Gouverneure; Ihonatiria, im Land der Huronen, 1635; traditionelle Nöte und Krisen. Konzentrieren wir uns auf zwei wichtige Aspekte dieses Teils der Studie: Eine der schwerwiegenden Konfliktmomente in der Begegnung und Auseinandersetzung zwischen indigener und christlich-abendländischer Spiritualität »war die Frage nach der legitimen Form spiritueller Herrschaft. Dem individualistisch-charismatischen Konzept der indigenen Kulturen stellten die Missionare das europäische Konzept des Amtspriesters entgegen. Charisma oder Amt?« (28). Auch an diesem kaum zu lösenden Problem scheiterte letztendlich die christliche Mission in Neufrankreich. Dennoch lassen sich bei ihr bereits im 17. Jh. Grundfakten eines geradezu modern anmutenden Paradigmenwechsels erkennen, die in dieser Klarheit – außer bei einigen interessanten Evangelisationsmodellen der Mendikantenorden in Mexiko im 16./17. Jh. – in der kolonialen amerikanischen Missionsgeschichte kaum mehr vorkommen dürften und die es verdienen, aufgrund ihrer Bedeutung und Aktualität im Rahmen der modernen Missionswissenschaft angemessen gewürdigt zu werden: hinsichtlich der gegenseitigen Bereicherung von Ethnos und Ekklesia, hinsichtlich der Gewichtsverschiebung von der Kirche als Hierarchie zur Kirche als Volk Gottes; von der Universalkirche hin zur Ortskirche; von abendländisch-christlichen Monopolansprüchen zu interreligiöser Begegnung; von einer »Retten der Seelen«-Mentalität hin zu einer umfassenden Evangelisierung; von westlicher Dominanz zu interkulturellem Austausch; von ungerechten Kolonialsystemen bzw. Wirtschafts- und Sozialstrukturen hin zu menschenwürdiger »Entwicklung« der Völker in Freiheit und Unabhängigkeit; und schließlich von Kolonistenmentalität zu respektvoller Partnerschaft in sozialer Gerechtigkeit und Frieden.

»Konfliktverläufe« ist die Thematik eines dritten Teils, in dem der Autor in einem ersten Kapitel die Missionierung der Montagnais (118–140) behandelt, eine ethnische Gruppe, die am St. Lorenz-Strom unterhalb Trois-Rivières und Québec eine nomadische Lebensweise führte. Vor allem von der gegen Ende der 1630er Jahre gegründeten Missionssiedlung Sillery aus versuchten Missionare unter Führung des Jesuitenobern Paul Le Jeune mit Hilfe der christlichen Lehre, ihres Amtsverständnisses und ihres Kulthierarchischen Strukturen in das Leben der Montagnais einzuführen und gleichzeitig zur Feldbestellung zu bewegen, um die Voraussetzung für eine sesshafte Subsistenz und eine erfolgreiche »Bekehrungsarbeit« zu schaffen. Doch das Unternehmen scheiterte. Wenngleich gegen Ende der französischen Herrschaft die Montagnais nominell als Katholiken galten, gelang es doch nicht, sie in die christliche Kirche zu integrieren. Sie konnten am Rande des europäischen Expansionismus ihrer traditionellen indigenen Lebensweise treu bleiben.

Ein zweites Kapitel stellt die Mission der Jesuiten unter den Huronen zwischen 1629 und 1649 vor (141–185). Diese Geschichtsepisode, die in der historischen, missionswissenschaftlichen und ethnohistorischen Forschung nicht zuletzt aufgrund der dichten Quellenüberlieferung am meisten Aufmerksamkeit in Nordamerika (ausgenommen Mexiko) gefunden hat, nimmt im heutigen Kanada auf der Suche nach einer gesamtkanadischen Identität vor allem im franko-kanadischen Bewusstsein einen wichtigen Platz ein. Nachdem bereits Jean de Brébeuf 1626–1629 Missionsversuche unter den Huronen unternommen und zugleich ihre Sprache erlernt hatte, erfolgte die erste Niederlassung der Jesuiten 1634 in Ihonatiria. Damit beginnt aus der Sicht der Missionare eine zunehmend von Erfolg gekrönte Mission, die allerdings bereits 1650 mit dem tragischen Ende des in kriegerische Auseinandersetzungen mit den irokesischen »Fünf Nationen« (Seneca, Cayuga, Onondaga, Oneida, Mohawk) und ihren englischen Verbündeten verwickelten Huronenvolkes und dem gewaltsamen Tod von acht Missionaren abbricht. Wie so oft spielte bei den Kriegen, Konflikten und Bündnissen das lukrative Pelzgeschäft eine entscheidende Rolle. Chronikartig festgehalten ist die 16 Jahre

während missionarische Tätigkeit in den bereits erwähnten »Jahresberichten«, verfasst von den jeweiligen Jesuitenobern J. de Brébeuf, F. Le Mercier, J. Lalement u. P. Raguenu. Wir erfahren von den wechselhaften huronisch-französischen kulturellen, kommerziellen und militärischen Beziehungen, von den sozialen, politischen und wirtschaftlichen Einrichtungen der Huronen sowie von ihrer Kultur und Lebensweise. Sie anerkannten eine transzendente Wirklichkeit (Aireskui = Deus otiosus (?)) und verehrten höhere Wesen und Mächte (Onduki), praktizierten Traumdeutung und magische Handlungen. Die Durchdringung des ganzen sozialen Lebens mit sakral-religiösen Anschauungen, tradiert von einer Vielzahl von Bräuchen und Riten, erwies sich als ein massives Hindernis bei der Evangelisierung.

Ein drittes Kapitel »Mission und geteilte Ethnizität« fasst die Irokesengeschichte zusammen (186–236) und informiert über den irokesischen Schmelztiegel (186–197) und die Mission (198–236). Die »Fünf Nationen« der Irokesen, wie andere Völker durch fortwährende Kriege untereinander bzw. in wechselnden Bündnissen mit Europäern (Franzosen, Engländer, Niederländer) aufgerieben und zusätzlich durch regelmäßige, von den Europäern eingeschleppte Epidemien dezimiert, versuchten die demografischen Folgen durch Inkorporation von Gefangenen, Flüchtlingen, Fremden und Immigranten zu mildern. So entstand in ihrem Land südlich und östlich des Ontario-Sees Mitte des 17. Jh.s ein Schmelztiegel aus Irokesen, Angehörigen von Algonkinvölkern, Eries, Neutrals, Petuns und Huronen. Hierbei entstanden auch sogenannte »Gefangene Kirchen«, in denen christliche Rituale – oft in indigener Form – gemeinschaftsbildende Elemente darstellten. Die Irokesen spalteten sich dauerhaft in getrennte Gemeinschaften von Traditionalisten und Christen. 1716 erfolgte u.a. die Gründung des (heutigen) Caughnawaga, das zu einer eigenständigen »indianischen« christlichen Siedlung wurde, in der sich »kein reiner Katholizismus europäischer Prägung entwickelte, sondern eine Spiritualität, die unterhalb der offiziellen Religion Raum für traditionelle und indigene Elemente ließ« (236). Insgesamt jedoch hatte die »Missionierung« der Irokesen – zu sehr in die politischen und ökonomischen Interessen der Europäer und indigenen Völker verstrickt – keine bleibende Bedeutung, insbesondere nicht nach der Entscheidung der kolonialen Konkurrenz der europäischen Mächte zugunsten Englands (1763).

Betrachtet man die imperialen Mächte, die in Nordamerika expandierten (Spanien, Frankreich, England, USA), so fällt die weite Kluft zwischen dem moralischen Anspruch und der traditionellen Machtpolitik auf, die gewöhnlich mit missionarischem Anspruch zu einem schwer aufzulösenden Interessenknäuel verbunden ist. Dies zeigt sich deutlich in der Geschichte der autochthonen Völker Nordamerikas seit dem 16. Jahrhundert. Die autochthon »amerikanischen« Völker standen vor der Wahl: entweder ihre Lebensweise und Traditionen und damit ihre Identität aufzugeben und in die Gesellschaft der Europäer aufzugehen, oder aber an der althergebrachten Kultur und Lebensweise festzuhalten, allerdings mit dem Risiko ihrer Vernichtung bzw. systematischen Ausrottung – das Schicksal der meisten Völker des nördlichen Amerika. Blieb noch eine Alternative: ihrer Lebensgrundlagen und ihrer Identität beraubt, ein Dasein als Marginalisierte, u.a. als museale »Objekte« in besonderen Lagern und abgesteckten Landstrichen (»Reservations«) zu fristen.

Wenn man heute viel von der Inkulturierung der christlichen Botschaft spricht, so haben die Missionare schon damals in Neufrankreich – in einer »multikulturellen« Gesellschaft von Europäern und indigenen Völkern – diese in kühner Weise zu verwirklichen versucht. Aus heutiger Sicht sind sie trotz echter Verständnisbereitschaft, hohen Verantwortungsbewusstseins und beispielhafter materieller Desinteressiertheit aus genannten Gründen gescheitert. Das vorliegende Werk, dessen Autor sich durch gründliche Kenntnisse der geschichtlichen Entwicklungen und durch seine soliden Erörterungen auszeichnet, belegt dies auf eindruckliche Weise. Das Buch ist flüssig geschrieben, es enthält eine Karte über die »Indianischen Nationen am St. Lorenz-Strom und an den östlichen Großen Seen in der Mitte des 17. Jahrhunderts« (IX), sowie eine Zusammenfassung des Inhalts (237–242) und einen Index der Orts- und Personennamen (280–282). Basierend auf den

wichtigsten Quellen (244–249) und einer umfangreichen Literatur (249–279) bietet es die Chance, Erinnerungen wach zu halten. Es vermittelt interessante Einblicke in die Geschichte und in den Alltag von »Indianern«, Siedlern, Händlern und Missionaren, erschließt dadurch neue Erkenntnisse über Mentalitäten, Sichtweisen und Orientierungen und zeigt, dass »Globalisierung« kein exklusives Produkt des 20. Jahrhunderts ist.

Bayreuth

*Richard Nebel*

Die Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Dr. Afe Adogame, Lehrstuhl für Religionswissenschaft, Universität Bayreuth,  
Geschwister-Scholl-Platz 3, 95440 Bayreuth;

Hans Martin Henning M.A., M.A., Kreutzerstr. 2, 50672 Köln;

Prof. Dr. Klaus Hock, Händelstr. 6, 18069 Rostock;

Prof. Dr. Daniel Jeyaraj, Gurukul Lutheran Theological College & Research  
Institute, 94, P.H. Road, Kelleys, Madras – 600 010, India.